

**Zeitschrift:** Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires  
**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde  
**Band:** 57 (1961)  
**Heft:** 3-4

**Artikel:** Märchen, Märchenerzähler und Märchensammler in Romanisch Bünden  
**Autor:** Uffer, Leza  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-115541>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 02.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Märchen, Märchenerzähler und Märchensammler in Romanisch Bünden

Von *Leza Uffer*, St. Gallen

Es ist wesentliches Merkmal und zugleich Schicksal der Kleinsprache, dass ihr als Werkzeug der menschlichen Verständigung und der Vermittlung von Kulturgut jegliche Ausstrahlung über ihren engsten Bereich hinaus versagt bleiben muss. Zwischen den Sprachen der grossen Kulturräume, d. h. den Hochsprachen, gehen dauernd vielfältige Austausche sprachlicher, literarischer und überhaupt allgemein kultureller Art hinüber und herüber. In diesem dauernden Geben und Nehmen, das jeder grossen Sprachgemeinschaft eignet, bleibt die Rolle der Kleinsprache, bzw. des sie sprechenden und schreibenden Menschen, stets eine sehr einseitige. Die Kleinsprache ist fast immer nur Nehmende und das sogar in einem Masse, das geradezu ihre Existenz bedroht, nicht bloss im rein sprachlichen Bereich der Wort- und Satzbildung, sondern auch im inneren Raum der dichterischen Formwerdung.

Es gehört zum Wesen der Kleinsprache, dass sie sich und den sie sprechenden Menschen nicht in allen Lebensbereichen zu genügen vermag. Der Kleinsprachraum ist sprachlich und literarisch stets auf weitgehende Anlehnung an einen grösseren Kultur- und Sprachraum angewiesen, zu dem er wohl meist auch in einem bestimmten wirtschaftlichen und politischen Abhängigkeitsverhältnis steht. Aus der räumlichen und funktionellen Beschränkung der Kleinsprache ergibt sich, dass ihr Schrifttum einerseits auf gewisse Gattungen (Tragödie, Schauspiel, Roman) verzichten muss und eigentlich bloss Lyrik, Novelle und Epos umfasst, – wobei wir die Bedeutung ihres volkstümlichen Theaters nicht verkennen wollen! – anderseits nicht nur mit sonst allgemeingültigen literar- und stilkritischen Masstäben bewertet werden darf, hat doch die Literatur der Kleinsprache ganz bestimmte Funktionen spracherhaltender Art zu erfüllen.

Es gibt aber ein Gebiet, auf dem die geistigen Schöpfungen auch der kleinsten Sprachgemeinschaft ebenbürtig neben die entsprechenden Leistungen der grossen Räume treten können, und das ist das Gebiet der Oralliteratur, d. h. die Gesamtheit der volksmündlichen Überlieferung, wie Volkslied, Sage, Märchen, Sprüche und Sprichwort. Als eigentliche Kunstschöpfungen nehmen hierbei natürlich vor allem Volkslied und Märchen eine besondere Stellung ein. Im Bereiche dieser sprachlichen Formwerdungen dürfen wir vergleichen, weil hier die gleichen Voraussetzungen bestehen. In Bezug auf die volksmündliche

Überlieferung gliedern sich ja die grossen Sprach- und Kulturräume in zahlreiche kleine und kleinste Einheiten, die leider im Verlauf der Eroberung immer weiterer Einflussgebiete durch die Hochsprachen nach und nach der kulturellen Verflachung anheimfielen und meist gleichzeitig an schöpferischer Kraft einbüssten.

Was nun das rätoromanische Gebiet Graubündens betrifft, scheint es uns gar, als habe die volksmündliche Literatur nicht nur Früchte hervorgebracht, die jenen anderer, selbst grösserer und volkreicherer Räume ebenbürtig sind, sondern als habe sie sich recht eigentlich bemüht, jene Entfaltung und Bedeutung zu erlangen, welche der Kunst-dichtung dieser Kleinsprache weitgehend versagt bleiben musste. In der Tat ist in Mitteleuropa wohl kaum irgendwo auf so kleinem Raum eine derartige Fülle von Volksliedern, Sagen und Märchen zu finden, wie gerade in Romanisch Bünden.

Im Zeitalter der Tagespresse und des Rundfunks ist die volksmündliche Überlieferung, sind das unmittelbare Erzählen der alten Mären und das gemeinschaftliche Singen der alten Volksweisen in der Dorfgemeinschaft allenthalben verloren gegangen. In der Schweiz konnte sich die lebendige Pflege des Erzählgutes in der dörflichen Erzählgemeinschaft am längsten in den entlegenen Alpentälern des Wallis, des Tessins und Graubündens erhalten. Wenn wir aber feststellen, dass im kleinen rätoromanischen Raum fast ebensoviele Sagen und weit mehr Märchen gesammelt werden konnten als in den andern Gegenden der Schweiz, dann dürfen wir wohl annehmen, dass für solchen Reichtum ein tieferer Grund massgebend sein muss, als nur jener der Abgeschlossenheit des Sprachraumes. Dieser Grund ist m. E. in der ausgeprägten Eigensprachlichkeit zu suchen, die bis in die jüngste Vergangenheit herauf der rätoromanischen Dorfgemeinschaft nur das literarische Eigengewächs der volksmündlichen Überlieferung zur Verfügung stellte. Für diese Annahme scheinen auch die Tatsachen zu sprechen, dass die meisten Sagen und Märchen der übrigen Schweiz in jenen Gegenden gefunden wurden, deren Mundarten dem Sog der entsprechenden Hochsprachen am besten standzuhalten vermochten, und jene, dass die letzten bewussten schweizerischen Märchenerzähler gerade im rätoromanischen Raum erfasst werden konnten. Namen wie Flori Zarn, Plasch Spegnas und Jachen Filli, um nur die besten Gewährsleute meiner eigenen Sammlung zu nennen, gewinnen im Zusammenhang solcher Überlegungen wesentliche Bedeutung für die grundsätzliche Bewertung des rätoromanischen volksmündlichen Erzählgutes im besondern, vielleicht aber auch für die Bewertung der Oralliteratur eines Kulturraumes schlechthin.

Die erzählende Dorfgemeinschaft gehört auch im rätoromanischen Gebiet, selbst im entlegensten Bergdorf, schon seit vierzig bis sechzig Jahren der Vergangenheit an. Das Erzählen an den langen Winterabenden im Hause eines anerkannten und regelmässig aufgesuchten Dorferzählers hörte in unseren Tälern nach Ausbruch des ersten Weltkrieges fast auf einen Schlag auf. Die Männer von zwanzig bis fünfzig Jahren mussten zur Grenzbesetzung einrücken. Die zumeist aus der landwirtschaftlichen Bevölkerung rekrutierten Bündner Gebirgstruppen standen vor allem im Winter wochen-, ja monatelang unter den Waffen. Bei den älteren, nicht mehr wehrpflichtigen Männern aber verdrängten zuhause die von den Tageszeitungen vermittelten Berichte von den kriegerischen Ereignissen – die eifrig kommentiert wurden – das Märchen- und Sagenerzählen immer mehr aus der Winterstube. Auf den Maisässen konnte sich das abendliche Erzählen im Frühjahr und Herbst noch etwas länger halten. Die «aclas» werden von der Post nicht bedient, sodass in dieser Zeit der Maisässbauer die Tageszeitung höchstens an Sonntagen sieht, wenn er zum Kirchgang und um Nahrungsmittel zu holen für einige Stunden ins Dorf hinuntersteigt. Die letzte Nachricht über Zusammenkünfte von Burschen und Männern zu gemeinschaftlichem Erzählen besitzen wir aus Sursés (Oberhalbstein). In den Maisässen des Val Nandrò kamen noch im Frühling 1950 die Männer abends in die Hütte eines Erzählers aus Riom, um seinen Märchen zu lauschen. Bei Sennen und Hirten auf den höchsten Alpen ist wohl auch heute noch gelegentlich einmal ein letzter Rest gemeinschaftlichen Erzählens zu finden. Zeugnisse dafür liegen für die letzten Jahre aus der Lumnezia vor.

In den Familien wird noch da und dort erzählt, und Leute, die Märchen mitzuteilen wissen, finden sich noch allenthalben in den romanischen Dörfern, wenn es auch keine eigentlichen Erzählernaturen mehr sind. Das Erzählen in der Familie ist nun freilich nur mehr ein Abglanz der früheren Tradition. Es wird eigentlich nur den Kindern erzählt, und etwaige Erwachsene sind Zuhörer am Rand.

Anfangs Juni dieses Jahres unternahmen 25 Studenten des romanischen Seminars der Universität Bonn unter der Leitung der Professoren Meyer und Maurer eine Exkursion durch Romanisch Bünden. Ich hatte den Bonnern anlässlich einer ihnen gebotenen Einführung in das Rätoromanische versprochen, ihnen eine Märchenaufnahme zu bieten. Ohne Mühe fand sich in Glion (Ilanz) eine aus dem Tujetsch gebürtige, 75jährige Frau, die uns 32 Geschichten erzählte, und obschon ich die sprachlichen und kulturellen Verhältnisse in Romanisch Bünden gut kenne, staunte ich doch selbst, als es in Domat (Ems), dem nördlich-

sten Vorposten des bündnerischen Rätoromanentums, gelang, gleich fünf Männer ausfindig zu machen, die sich bereit erklärten, Märchen, Schrullen und Sagen zum besten zu geben.

Der folgende Bericht möchte einige Bemerkungen über die Sammeltätigkeit in Romanisch Bünden, über einige Erzählerpersönlichkeiten und zu einigen Charakterzügen des rätoromanischen Märchens bieten.

Die systematische Sammlung rätoromanischer Märchen dürfte mit dem Jahre 1870 eingesetzt haben. Bezeichnend für die eingangs erwähnte Problematik der Kleinsprache mag die Tatsache sein, dass die ersten zwanzig von *Caspar Decurtins* im Vorderrheintal gesammelten Märchen in Jecklin's Buch «Volkstümliches aus Graubünden» 1874 in deutscher Übersetzung erschienen. Zwei Jahre später veröffentlichte der gleiche Sammler vierzig rätoromanische Märchen in der Ursprache in Böhmers «Romanische Studien». Die Aufnahmeorte dieser vierzig Texte sind bekannt, während wir in Bezug auf die restlichen 108 Märchen, die Decurtins im 2., 10. und 11. Band seiner monumentalen Rätoromanischen Chrestomathie in den Jahren 1901, 1904 und 1919 zum Abdruck brachte, weder die Aufnahmeorte noch die Namen der Erzähler kennen. Wir wissen, dass Decurtins zahlreiche Mitarbeiter beschäftigte, die für ihn in den verschiedenen Talschaften das in Manuskripten und seltenen Drucken vorhandene Schrifttum beibringen und sich aus dem Volksmund Sagen, Märchen und Volkslieder vortragen lassen mussten. Erst nach Jahrzehnten gelang es, den Namen des einen und andern Erzählers der Decurtin'schen Sammlung ausfindig zu machen. So konnte ein, wenn auch lückenhaftes Bild der damaligen Erzählergeneration – wenigstens der rätoromanischen Gebiete am Vorder- und Hinterrhein – rekonstruiert werden.

Die erste, grossangelegte Märchensammlung der Rätoromanen, mit ihrer Ernte von 148 Texten, verrät somit wohl eine erfreuliche Begeisterung für das Erzählgut des Volkes, gleichzeitig aber eine nicht sehr sorgfältige Sammelmethode. Es muss immerhin festgestellt werden, dass die Decurtin'schen Drucktexte von erstaunlicher Treue gegenüber der volksmündlichen Erzählsprache zu sein scheinen. Vom Herausgeber Decurtins dürften aber im besten Fall wohl nur die vierzig bei Böhmer veröffentlichten Märchen eingebracht worden sein. Diese erste Sammlung bleibt aber in der Tat eine grossartige Leistung aus der Zeit der rätoromanischen Neubesinnung im 19. Jahrhundert. Von den 148 Märchen stammen 121 aus der Surselva, 22 aus dem mittelbündnerischen Surmeir und 5 aus dem untersten Unterengadin.

Warum der Raum des Oberengadins in der Sammlung von Caspar Decurtins fehlt, dürfte seine Erklärung darin finden, dass dort um 1900 *Gian Bundi*, der zweite Sammler, mit seiner Tätigkeit einsetzte. Von 1901 bis 1905 erschienen in den «Analas da la Societad Retoruman-tscha» Bundi's 17 oberengadinische Märchen. Seine Erzähler sind uns bekannt. Die grösste Ausbeute erntete er bei der begabten Erzählerin Nana Engel in Bever. Der Sammler notierte die Texte wohl in der Dorfmundart, brachte sie dann aber in stilistisch und grammatikalisch stark verarbeiteter, der Schreibsprache des Oberengadins angeglicher Form in Druck.

Im Jahre 1922 veröffentlichte *Christian Bardola* in den «Analas» vier Unterengadiner Märchen, über deren Erzähler er uns leider nichts mitgeteilt hat.

Sieben Jahre später (1909) brachten die «Analas» 31 volksmündliche Erzählungen, grösstenteils Schwänke, die der Sammler *Gaudenz Barblan* fast durchwegs von seiner Mutter gehört hatte.

Auch diese beiden unterengadinischen Sammler steckten ihre Märchen in das Gewand der Schriftsprache ihrer Gegend, aber die Dorfmundart und der volkstümliche Erzählstil schimmern doch stärker durch dieses Sonntagsgewand hindurch als das bei Bundi der Fall ist.

Im Auftrage Decurtin's sammelten *Stiafen Loringett* und *Tumasch Dolf* die volksmündlichen Schätze des Schons, jenes Teils des Grischun central, der sich südlich der Viamala erstreckt. Ihre Arbeit erschien 1929 ebenfalls in den «Analas», da Decurtin's Tod die Herausgabe des Bandes Schons der Chrestomathie nicht mehr verwirklichen liess. Loringett und Dolf sammelten 17 Märchen, von denen ein Dutzend aus dem Munde des Meistererzählers «Gieri la Tscheppa» stammen. Die Texte liegen in der Mundart von Schons vor und dürften von Seiten der Sammler kaum wesentliche Eingriffe erfahren haben.

In den Jahren 1930–32 publizierte *Guglielm Gadola* in seinem Jahrbuch «Il Glogn» drei von ihm im Tujetsch gesammelte und stark überarbeitete Märchen.

Im Jahre 1936 erschienen in einem hübschen Bändchen 15 oberengadinische Märchen, die von der Herausgeberin *Lina Liun* in Schlarigna gesammelt worden waren. Obwohl von der Sammlerin, einer bekannten Schriftstellerin des Engadins, bearbeitet, bleiben diese Märchen doch dem Erzählstil des typisch engadinischen Kindermärchens treu. Endlich brachte Band 52 der «Analas» im Jahre 1938 noch einen Beitrag von *Antoni Derungs* aus der Lumnezia, einem Seitental des Vorder- rheins. Neben zahlreichen Sagen stehen in dieser Sammlung zwei Märchentexte.

Unterdessen hatte ich, auf Anregung meines verehrten Lehrers Jakob Jud von der Universität Zürich, mich entschlossen, Probleme des rätoromanischen Märchens zum Thema meiner Dissertation zu machen. Die Hauptanliegen der Arbeit sollten die Beibringung neuen Stoffes, die Erforschung der soziologischen Funktion und die Charakterisierung des Erzählers im rätoromanischen Raum sein.

Im Jahre 1936 wurde im nördlichsten rätoromanischen Dorf, in Domat bei Chur, mit der Sammelarbeit begonnen. Eine längere Vorarbeit galt der Lektüre italienischer, deutscher und französischer Märchen und der Bereitstellung einer Kurzschrift, die den Bedürfnissen des Sammelns volkskundlicher Erzählungen gerecht werden sollte, da eine fonetische Transkription für diesen Zweck nicht in Frage kommen konnte. Die Beibringung neuen Stoffes hatte eine doppelte Aufgabe zu erfüllen. Einmal sollte der persönliche Kontakt mit dem Erzähler und seiner Umwelt gesucht und gefunden werden, dann aber sollten der Forschung einwandfrei volksmündliche Texte bereitgestellt werden.

In Domat hatte anfangs der dreissiger Jahre ein Flori Aloisi Zarn dem Sammler der rätoromanischen Kirchenlieder, Alfons Maissen, reiches Material geliefert. Es zeigte sich, dass der Kirchen- und Volksliedersänger Zarn auch ein begnadeter Märchenerzähler war. Ja, Zarn hinterliess über 3000 z. T. äusserst originelle Verse in Mundart von Domat und schrieb recht ansprechende Melodien zu 20 seiner einfachen Liedtexte! Während vier Wochen besuchte ich ihn täglich, wobei ich in der ersten Woche mit dem damals schon fast erblindeten Greis in mancher Plauderstunde und auf kurzen Spaziergängen in ein immer freundschaftlicheres Verhältnis kam. Ich liess mir seine ganze Lebensgeschichte erzählen, und Zarn verweilte immer mit besonderer Genugtuung bei der Schilderung seiner Tätigkeit als Märchenerzähler und als Gelegenheitsdichter bei Familien- und Dorffesten. Er klagte dann, dass seine Dorfgenossen kein Interesse mehr fürs Erzählen hätten, während er in früheren Jahren (noch kurz nach dem ersten Krieg!) regelmässig von diesem und jenem Bauern angeworben wurde, damit er den mit dem Maisausschälen beschäftigten Mägden, Kindern und Nachbarinnen während ihrer Arbeit Märchen erzähle.

Seit etwa zwanzig Jahren aber hatte er nur mehr dann und wann Kindern erzählt. Nachdem wir gute Freunde geworden waren, und der alte Flori Aloisi Zarn («i'Flori», wie man ihn im Dorfe allgemein nannte) wieder «im Element war» wurde mit der Aufnahme begonnen. Ich kannte nun sein Erzähltempo genau und notierte seine 25 Märchen, wobei ich ihm die Bestimmung der Reihenfolge überliess. Er erzählte

denn auch zuerst jene Geschichten, von denen er mir gesagt hatte, es wären seine Lieblingsstücke.

In ähnlicher Weise ging ich bei allen siebzehn Erzählerinnen und Erzählern vor, die ich den Jahren 1936 bis 1938 in sechzehn Dörfern ausfindig machen konnte, und die mir gesamthaft 115 Geschichten mitzuteilen wussten. Ich besuchte damals 50 Dörfer und sammelte in erster Linie in dem bis dorthin noch am wenigsten beackerten Gebiet des Grischun central. Mehr aus sprachlichen Gründen, d. h. um der Sammlung auch engadinische und surselvische Texte einverleiben zu können, wurden die Abstecher ins Vorderrheinthal und ins Oberengadin gemacht. Als Abschluss der Sammelarbeit, welche das Material für meine Untersuchungen beibrachte, wurden im Juli 1938 je zwei kurze Märchen der beiden Meistererzähler Zarn und Spegnas (aus Domat und Tinizong) auf Gelatineplatten aufgenommen. Im Jahre 1945 suchte ich ein letztes Mal den Erzähler Spegnas auf. Er teilte damals noch drei Märchen mit.

Seit 1945 ging ich nurmehr zu Aufnahmen ins Gelände, wenn ich vom Vorhandensein eines Erzählers oder einer Erzählerin erfuhr. Im Sommer 1945 besuchte ich vom 11. bis 20. August im unterengadinischen Guarda den hervorragenden, bewussten Erzähler Jachen Filli, der an vier Abenden insgesamt 18 Märchen mitzuteilen wusste. Im Mai 1952 erhielt ich von Radio Zürich den Auftrag, Marmorera-Mundart sprechende Gewährsleute ausfindig zu machen, da es sich darum handelte, die Mundart des kleinen Ortes, dessen Dorfgemeinschaft aufgelöst wurde, weil der Talboden samt Dorf und zwei Weilern in den Fluten des Stausees versinken sollte, auf dem Tonband festzuhalten. Untern andern Sprechern fand sich eine 82jährige, ehemalige Bürgerin und Einwohnerin der Gemeinde, die nach ihrer Verheiratung nach Alvaschain gezogen war, ihre heimische Mundart aber noch ziemlich rein erhalten hatte. Neben einem reichen Schatz an Sagen wusste die Frau auch zwei Märchen mitzuteilen. Die Aufnahmen wurden in Savognin gemacht, und am gleichen Tag teilte auch eine Frau aus Savognin, die mir schon 1938 drei Märchen erzählt hatte, ein weiteres Märchen mit und dazu eine Reihe von Kindersprüchen und -liedern, sowie den alten Nachtwächterruf des Dorfes.

Im Herbst 1956 vermittelte mir Herr Toni Halter aus Villa die Namen einiger Erzähler der Lumnezia. Die Aufnahmen bei drei Erzählern und einer Erzählerin brachte eine Ernte von 13 Märchen ein, die bis auf die in der Jahresgabe 1960 der Gesellschaft zur Pflege des Märchengutes der europäischen Völker in Rheine/Münster (Westfalen) mitgeteilte «*Historia da Farivanti*» noch nicht vom Tonband abgeschrieben sind.

Im Dorf der Erzählerin, von der vier Märchen stammen, hatte ich 1936 vergeblich nach Erzählern Ausschau gehalten. Ich erlebte nun, wie in einem Dorf, dessen Erzählgemeinschaft, wie allüberall, schon seit Jahrzehnten untergegangen ist, plötzlich wieder ein Erzähler auftauchen kann. Es ist einem solchen Erzähler natürlich nicht möglich, die Erzählgemeinschaft wieder ins Leben zu rufen, aber er ist unter Umständen in der Lage, Märchen mitzuteilen die früher im Dorfe erzählt wurden. Bei dieser im Dorf Morissen im Herbst 1956 entdeckten Erzählerin handelt es sich um eine heute 85jährige Frau, die als 16jähriges Mädchen nach Frankreich ausgewandert und erst nach dem Tode ihres französischen Gatten im Jahre 1945 in ihre alte Heimat zurückgekehrt war. In den dreiundfünfzig Jahren ihres Lebens in verschiedenen Städten Burgunds und der Freigrafschaft hatte sie die als Mädchen gehörten Märchen – wenigstens deren vier, die ihr besonders gefallen hatten – im Gedächtnis bewahrt, obschon sie diese in Frankreich, wie sie mir versicherte, nie erzählt hatte, was mir glaubhaft scheint, da sie keine Kinder hatte und nicht eigentlich eine Erzählernatur ist.

Meine jüngsten Aufnahmen datieren vom 4. Juni dieses Jahres. In Glion erzählte Frau Margreta Monn-Deragisch 23 Geschichten, in der Hauptsache Schwank- und Legendenmärchen, und in Domat teilten zwei Erzähler fünf Geschichten mit.

In nächster Zukunft soll – mit Unterstützung der Leia Rumantscha und hoffentlich auch anderer Institutionen – nach gründlicher Vorbereitung nochmals das ganze rätoromanische Gebiet systematisch mit dem Tonbandgerät durchgekämmt werden, um alle noch vorhandenen Märchenerzähler erfassen zu können, aber auch, um feststellen zu können, ob und wie das in den letzten Jahren veröffentlichte Erzählgut bekannter Erzähler vielleicht – trotz der Ungunst der Zeit – noch, bzw. wieder weitergetragen wird.

Wir haben z. B. bereits entdeckt, dass in der Lumnezia, dank dem hervorragenden Wirken des Sekundarlehrers und Schriftstellers Toni Halter, das Märchenerzählen wieder bewusst gepflegt wird. In diesem Zusammenhang scheint eine weitere Feststellung, die in den letzten Jahren in Romanisch Bünden gemacht werden konnte, von Bedeutung zu sein. – Es konnte beobachtet werden, dass die Märchenbücher von Bundi, von Lina Liun und besonders die zwei grossen, von der Leia Rumantscha im Jahre 1952 herausgebrachten Bände «Nossas Pravlas» (Unsere Märchen), deren Geschichten in bereinigten Texten der surselvischen und ladinischen Schriftsprachen veröffentlicht wurden, wohl als Lesebücher in Schule und Familie Eingang gefunden haben, nirgends aber die Erzählfreude sonderlich zu wecken vermochten. Die

Märchenbücher von Zarn und Spegnas aber, die in der unverfälschten Dorfmundart von Domat, bzw. von Tinizong veröffentlicht wurden, d. h. als blosse schriftliche Fixierung der spontanen Erzählsprache ins Volk gelangten, vermochten da und dort zum Ansatzpunkt neuen Erzählens zu werden. Diese Märchen werden viel eher von erzählbegabten Leuten im Anschluss an die Lektüre frei nacherzählt, als die für die blosse Vorlesung geeigneteren schriftsprachlichen Texte.

Mit dem Verschwinden der erzählenden Dorfgemeinschaft ging auch die überlieferte soziologische Funktion des Erzählens verloren. Der Erzähler vereinsamte immer mehr. Im besten Fall blieb er noch Familien- und Nachbarschaftserzähler. Aber es wartete auf ihn keine tabakraucherfüllte Dorfstube mehr, wo zehn, zwölf und mehr Männer oft Abend für Abend geduldig harreten, bis der Erzähler durch das Ausklopfen seiner erloschenen Pfeife ankündigte, dass er mit dem Erzählen beginnen wolle, kein Maisäss-Stall, wo kommentierende Zuhörergruppen im Frühjahr und Herbst zusammenkamen und wo zukünftige Erzähler ihre Lehre durchliefen, indem sie – von Natur aus fürs Fabulieren begabt – mit besonderer Anteilnahme dem alten Erzähler lauschten.

Noch sind die Namen von Erzählern im Munde der mittleren und besonders der älteren Generation, Namen von Erzählern, die nicht nur im Dorf sondern im Tal, ja sogar in benachbarten Tälern als Erzähler unbestrittene Geltung hatten.

So stammen die im 10. Bande der Decurtins'schen Chrestomathie in der Mundart von Suotgod veröffentlichten 12 Märchen von einem 1901 verstorbenen Erzähler Tona Sonder aus Salouf (genannt «Tona da Burvain»), der zu seinen Zuhörern Leute aus Salouf, Cunter, Riom, Parsons, Savognin und sogar Casti zählte.

In Tinizong lebte bis 1902 ein Gion Mareia Tumaschign als talbekannter Erzähler, von dem leider keine Märchen (wenigstens unmittelbar keine) auf uns gekommen sind. Im gleichen Dorf lebten und erzählten noch vor dem ersten Weltkrieg zwei Meistererzähler: Peder Wazzò und Pol Gisep Spegnas, von denen jeder behauptete, der andere wisse nur 99 Geschichten, er selber aber deren 100. Jeder erzählte jeweils nur seine Geschichten und gab stets unmissverständlich zu verstehen, des Rivalen Geschichten wären weniger interessant.

Die Märchen des Peder Wazzò sind alle verloren gegangen. Pol Gisep Spegnas hingegen fand in seinem Sohn Plasch – meinem Meistererzähler «Barba Plasch» – einen würdigen Nachfolger, der einen schönen Teil seiner Geschichten weitertrug. Plasch Spegnas kam als Schu-

ster in die verschiedenen Dörfer des Sur- und Suotses, wo er überall als Erzähler bekannt war. Mehrere Jahre lang arbeitete er auch in Unterengadiner Dörfern, wo er ebenfalls erzählte. Für seine Meisterschaft in der Erzählkunst spricht die Tatsache, dass er trotz seiner ziemlich stark abweichenden Mundart auch im Unterengadin eine begeisterte Zuhörerschaft fand. Im Jahre 1945 traf ich in Ardez eine alte Frau, die sich noch lebhaft an den märchenerzählenden Schuster aus Tinizong erinnerte!

Mit Namen kennen wir aus Romanisch Bünden noch eine Reihe grosser Erzähler, deren Geschichten aufgeschrieben sind und aus deren Leben wir das Wesentliche kennen: Gian Bundi's Haupterzählerin war die Nana Engel aus Bever, die als Erzählerin dies- und jenseits des Albula bekannt war. In Schons galt vor dem ersten Krieg Gieri la Tschepa als der eigentliche Erzähler des Tales. Lina Liun war nicht nur Sammlerin sondern auch begnadete Erzählerin. Die schönsten Garben meiner Sammlung liessen sich binden mit den reichen Schätzen der drei besten Erzähler Flori Zarn aus Domat, Plasch Spegnas aus Tinizong und Jachen Filli aus Guarda. Die Märchen des ersten liegen nur in einer rätoromanischen Ausgabe vor, von Spegnas besitzen wir rätoromanische und deutsche Ausgaben. Eine rätoromanisch-deutsche Ausgabe der Märchen von Filli ist in Vorbereitung und wird von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde herausgebracht.

Im rätoromanischen Raum ist der Mann der eigentliche Erzähler. Nana Engel bestätigt als Ausnahme die Regel. Die Frauen sind fast ausschliesslich Familien-, d. h. Kindererzählerinnen. Von den insgesamt 180 von mir von 1936 bis heute gesammelten Geschichten wurden 122 von Männern, 58 von Frauen erzählt. Von den drei Meistererzählern Zarn, Spegnas und Filli stammen zusammen 65 Märchen.

In Bezug auf den Beruf steht eindeutig fest, dass der bewusste Erzähler der Handwerker ist, allen voran der Schuster. Zarn war Zimmermann, Spegnas Schuster und Filli ebenfalls Schuster. Im Nebenberuf waren alle drei Küster. Zarn und Filli waren beide sehr musikalisch, der erste spielte Orgel und Horn, der andere Klarinette und Flöte. Unter allen meinen Erzählern findet sich nicht ein einziger Bauer. Der Bauer hat im Bergbauerndorf keine Zuschauer bei seiner Arbeit, die ihn zudem noch in regelmässigen Abständen zwingt, den Arbeitsplatz zu wechseln (Talboden, Maisäss, Bergwiesen, Wald).

Es gelang uns, noch letzte Spuren des Erzählens als Beruf zu entdecken. Es wurde schon gesagt, dass Zarn als Erzähler während der Zeit des Maisschälens gerufen wurde. Als Lohn bekam er fünf Franken und freie Verpflegung. Spegnas verdingte sich in späteren Jahren,

nachdem er seinen Beruf hatte an den Nagel hängen müssen, da die Schuhe auch im Bergdorf gekauft und nicht mehr im Hause vom Schuster nach Mass angefertigt wurden, als Knecht. Es geschah häufig, dass er auf den Maisässen der Val d'Err erzählen musste, wobei man ihm als Entgelt bei der Arbeit half oder ihm Nahrungsmittel brachte. Filli wurde noch in den dreissiger Jahren in Guarda ins Gasthaus eingeladen, damit er erzählte, wofür ihm Speise und Trank geboten wurden.

Die Motive in den rätoromanischen Märchen sind die gleichen, die den Märchen der andern europäischen Völker zugrunde liegen. Die Märchen selbst, die die romanischen Erzähler gehört und mündlich weitergegeben haben, sind wohl in der Hauptsache ebenfalls Schöpfungen, die als «Erzählungen» sowohl zum überlieferten Gut des Mittelmeerkreises, wie des Nordens und des Orients gehören. Wenn wir daher im folgenden von einigen Charakterzügen des rätoromanischen Märchens berichten, so kann es sich nur um Fragen der dichterischen Gestaltung, des Stiles und der besonderen Erzählform handeln, nicht aber um Probleme des erzählten Inhalts. Das heisst aber nicht, dass es um «Dinge am Rande» geht, wird doch das Märchen erst in seiner bestimmten und zugleich bestimmenden Erzählform zum Märchen. Wenn demnach festgestellt werden kann, dass das Volksmärchen der Rätoromanen Charakterzüge aufweist, die für die Denkweise und Lebensart der ihnen gemässen Erzählgemeinschaft als typisch zu gelten haben, und die in deutschen oder italienischen Märchen seltener oder überhaupt nicht auftreten, dann dürfte es sich wohl um Erscheinungen handeln, die zum Wesen dieser Märchen gehören, ja um jene Kriterien, die in einem gewissen, engeren Sinne uns das Recht geben, von rätoromanischen Märchen zu sprechen.

Es dürfte unschwer nachzuweisen sein, dass die deutschen oder gar die nordischen Märchen zaubervoller, fantastischer, aber auch schwerblütiger sind als die französischen «contes de fées» oder die «fiabe» und «favole» der Italiener. Die Märchen der Rätoromanen nehmen im ganzen eine Mittelstellung ein zwischen den zauberhafteren deutschen und den realistischeren italienischen Märchen. Immerhin will es scheinen, als widerspiegle sich in den rätoromanischen Volksmärchen ein ausgesprochener Realismus, der sich in einer oft auffälligen Anpassung des Geschehens an die Gegebenheiten der rätoromanischen Dorf- und Talgemeinschaft zeigt.

Solche Anpassung, oder, vielleicht besser Einordnung in die Denkweise und Lebensauffassung der Erzählgemeinschaft äussert sich schon in der Auswahl des Märchengutes. Es fällt z. B. auf, dass unter den 380

bis heute gesammelten Märchen das Dornröschen-Märchen, das auch Franzosen und Italiener kennen, nicht auftaucht, während andererseits drei Fassungen der «Alvigna», des Schneewittchenmärchens vorliegen. Und wir stellen fest, dass das Motiv des Zauberschlafs – wie es beim Dornröschen anzutreffen ist – im ganzen rätoromanischen Märchenschatz sich nur einmal findet und zwar nur als Nebenepisode einer Geschichte, die eine Verbindung mehrerer Märchen darstellt. Es fällt auch auf, dass in keinem einzigen romanischen Märchen, aber auch in keiner der zahlreichen Sagen, ein Gottesurteil vorkommt, und das trotz der Beeinflussung durch fränkisches und deutsches Recht seit der frühen Ausrichtung Raetiens nach Norden in Verwaltung und Rechtsprechung.

Eigentümlich, dem Märchenstil widersprechend, mutet es an, wenn viele rätoromanische Märchen eine zeitliche und örtliche Lokalisierung der Handlung aufweisen. Ob hier eine Beeinflussung vom reichen Sagenschatz her vorliegt? Während das Märchen den klassischen Eingang «Es war einmal, irgendwo...» für sich in Anspruch nimmt und weder Zeit noch Ort der Handlung bestimmt, weben die rätoromanischen Erzähler häufig ihre Geschichten, und zwar nicht bloss Schwank- oder Legendenmärchen, sondern auch eigentliche Zauber- und Wundermärchen in selbstherrlicher Weise in den Dorfrahmen hinein, nennen Örtlichkeiten und versteigen sich sogar zu Zeitangaben. So finden sich etwa folgende Märchenanfänge: «Duront ina stgiraglia notg stava in giuven sigl ur digl uaul da las Cavorgias» – «Avon biar biar ons mava ina gada ina muma cun treis fegls a sogn Giachen d'Engalizia (Sant Yago de Campostella)» – «A Puntrschigna staivan üna vouta ün raig ed üna regina» – «Ad eira üna vouta ün hom ed üna duona chi staivan giu la Punt» – «Da pü bodun cur cha la vsinauncha da Bever eira auncha in Val Bever, eira cuaint ün uors ed üna vuolp». («Während einer stockdunklen Nacht stand ein Jüngling am Rand des Waldes von Cavorgias.» – «Vor vielen vielen Jahren ging einmal eine Mutter mit drei Söhnen nach St. Jakob in Galizien.» – «In Pontresina wohnten einmal ein König und eine Königin.» – «Es war einmal ein Mann und eine Frau, die wohnten in la Punt.» «Vor grauer Zeit, als das Dorf Bever noch im Val Bever stand, waren dort ein Bär und ein Fuchs.»)

Wir stossen auf Zeitangaben wie: «Cura cha nossa vsinauncha vaiva be tschient abitants ...» («Als unser Dorf nur hundert Einwohner besass...») oder «Cura cha's faiva auncha adöver da la baseglia veglia ...» («Als man noch die alte Kirche benützte ...»)

Das Märchen wird so in den Bereich der Sage gerückt, die für den Zuhörer ein Stück heimatlicher Geschichte ist und als wahrer Bericht

gewertet wird. Auffallend ist, dass von den orts- und zeitbestimmten Märchen 75 vom Hundert im Engadin, ungefähr 20% in Mittelbünden und nur kaum 3% in der Surselva erzählt wurden, obschon aus dem Gebiet des Vorderrheintals die meisten Märchen stammen und diese Gegend auch weit mehr Sagen aufzuweisen hat als die beiden andern Sprachlandschaften Romanisch Bündens.

Die Anpassung der Volksmärchen an das «realistische» Denken und das «rationalistische» Empfinden des rätoromanischen Bergbauern dürfte sich auch in einer gewissen Entzauberung, einer Ausmerzung des Magischen offenbaren. Während zwei der genannten drei rätoromanischen Fassungen des Schneewittchen-Märchens nur unwesentlich von der Grimm'schen Fassung abweichen (die eine dürfte wohl gar eine unmittelbare Übertragung des deutschen Buchmärchens sein!) weist die dritte tiefgreifende Eigenmerkmale auf. Der vergiftete Kamm und der vergiftete Gürtel, denen wir in den meisten europäischen Varianten begegnen, scheinen dem rätoromanischen Erzähler offensichtlich zu unheimlich (oder zu «unwirklich»!) und machen in der surselvischen Fassung einem Halstuch Platz, das weder vergiftet noch verzaubert ist, sondern mit dem die böse Stiefmutter das Mädchen würgt, bis es den Atem verliert und bewusstlos zu Boden fällt.

Sehr häufig wird im rätoromanischen Märchen «kurzer Prozess» gemacht. Es dürfte sich dabei um die Widerspiegelung jenes «couper court» – die Rätoromanen sagen «far curtas» – handeln, das im Alltag immer wieder wechselt mit dem langsam-bedächtigen und berechnenden Überlegen und Abwägen, welches in der Tat den «grauen puren» (den rätoromanischen Bergbauern) nachgerühmt wird.

Dieses «den kurzen Prozess machen» liegt häufig an der Grenze, über die Ironie und Spott in den Ernst der Erzählung hinüberspielen. Einige Beispiele mögen diese Feststellung erhärten:

– Nachdem der Held seine drei Aufgaben zur Zufriedenheit des Königs gelöst hat, will ihm dieser eine seiner drei Töchter zur Braut geben. Hier das Zwiegespräch zwischen dem König und dem Freier: «Forsa at plaschessla egna da quelas treis soras chi vignan or d'baselgia igl davos? – Bain! – Quala? – La giuvna! – Quela ast d'aveir! – El la mareida.» («Vielleicht würde dir eine dieser drei Schwestern gefallen, die zuletzt aus der Kirche kommen? – Doch! – Welche? – Die jüngste! – Die sollst du haben! – Und er heiratet sie.»)

– Zwei Knaben, die auszogen um ihr Glück zu machen, übernachteten in einer Waldschenke. Am Morgen findet sich unter dem Kopfkissen des einen (der ohne es zu wissen ein Glückskind/Sonntagskind ist) ein Beutel voller Goldstücke. Der schlaue Wirt nimmt den Fund

zu sich, will sich aber vergewissern, ob die beiden keinen Verdacht geschöpft haben und fragt sie: «Na vez co amblido navot?» – «Na!» E l'egn dei: «Igl mies cuntel vaia!» («Habt ihr hier nichts vergessen? – Nein!») – Und der eine sagt: «Mein Messer hab ich!»)

Häufig führt dieses «far curtas» zu tragikomischen Situationen, wie sie dem täglichen Leben im bäuerlichen Milieu kaum besser abgeguckt werden könnten.

– Ein armes Bäuerlein, das man für manchen Dienst immer wieder mit der billigen Münze «Dieus paghi!» (Vergelts Gott!) abgespiesen hat, macht sich auf den Weg zum Herrgott, um endlich einmal den Herrgottslohn einzuziehen. Beim ersten Wegkreuz hält das Bäuerlein an: «Siond arivaus sper il crucifetg fo'l ina tarmenta reverenza, trai giu la chapetscha e di si per Niessegner: «Bien gi! Bien gi!» – Mo Niessegner rispuonda nuot. Ussa garescha igl um pir che mai: «Bien di!» metend vitier: «Ti mai buca fo il cut!» («Beim Wegkreuz angekommen, macht es eine tiefe Verbeugung, zieht seine Mütze ab und sagt zum Herrgott: «Guten Tag! Guten Tag!» – Aber Unser Herr antwortet nichts. Da schreit der Mann mehr denn je: «Guten Tag!» und setzt hinzu: «Du, spiel du nur nicht den Taubstummen!» [il cut = der Wetzstein, far il cut = den Wetzstein, d. i. den Stummen spielen].)

– Der Erzähler des rätoromanischen Tischlein-deck-dich-Märchens begnügt sich nicht damit, festzustellen, dass sobald das Zauberwort gesprochen ist, allerlei gute Speisen erscheinen. Er will wissen, was aufgetragen wird: «Sil fiat ch'el veva giavischau quei, vewel ina tuaglia e schend: «Tuaglia ta restegia!» ei quela stada emplenida cun bunas spisas: schambun, charn criua, groma, ris, chistognas, e surtut cun da bia buteglias d'in excelent Vuclina vegl.» («Kaum [Sil fiat = auf den Atemzug] hatte er das gewünscht, so hatte er ein Tisch Tuch, und indem er sagte: «Tisch Tuch, rüste dich!» war dieses gefüllt mit guten Speisen: Schinken, Rohfleisch [Bündnerfleisch], Rahm, Reis, Kastanien, und vor allem mit vielen Flaschen eines ausgezeichneten alten Veltliners.»)

– Ein ausgedienter Soldat hat nur zwei Drei-Kreuzerstücke im Sack, eines fürs Brot, das andere für den Branntwein. Dem ersten Bettler, dem er begegnet, schenkt er eine der Münzen, jene fürs Brot. Dem zweiten aber gibt er fröhlichen Herzens auch die wertvollere, die für den Schnaps bestimmte Münze. «El veva mo dus da treis rizers en tastga, treis pil paun e treis pil vinars. Sin via ò'l entupau in pupratsch um vegl. Nies schuldaù ò dau a quel treis rizers. Buca ditg suenter eis ei vegniu in um aunc bia pli pauper. Ed il schuldaù che veva in cor sco igl aur ò dau era ils treis rizers dil vinars.» («Er hatte bloss zwei Drei-

Kreuzer-Stücke im Sack, drei fürs Brot und drei für den Schnaps. Unterwegs ist er einem armen Alten begegnet. Unser Soldat hat diesem drei Kreuzer gegeben. Nicht lange nachher ist ein noch viel ärmerer Mann gekommen. Und der Soldat, der ein Herz wie Gold hatte, hat auch die drei Kreuzer für den Branntwein gegeben.»)

– Warum sollte die kräftige Sprache des Alltags im Märchen ein feineres Gewand bekommen? Etwa weil im Märchen gelegentlich Könige und Prinzessinnen auftauchen? Nein, sogar dem heiligen Petrus begegnet der Schuster mit der realistischen, ungehobelten Sprache seines Werktags: «Son Peader ò manasea, quigl sea betg dumando a tgavegl. Il calger è gni vilo ed ò set a son Peader: «Tai tgamaun ti tapalori, i se bain tge tgi ve da givischear.» («Sankt Peter hat gemeint, das sei nicht gehörig gewünscht. Der Schuster ist böse geworden und hat zu Sankt Petrus gesagt: «Schweig du dümmlicher Holzkopf, ich weiss wohl, was ich zu wünschen habe.»)

Der Realismus zeigt sich aber nicht bloss in der sprachlichen Gestaltung des «far curtas». Er offenbart sich auch in einer weitgehenden Anpassung an das Leben im rätoromanischen Bergdorf, in einer Einordnung der ganzen Märchenhandlung in den Denkkreis des rätoromanischen Zuhörers.

– Der Held des Märchens ist fast immer der Ärmste, der Niedrigste der Gesellschaft. Die rätoromanischen Erzähler begnügen sich aber nicht damit, festzustellen, «ein Kind armer Leute, ein armes Waisenkind» usf. Sie wissen, wer im Dorf das arme Kind ist, und sie sagen das ohne Umschreibungen. Was Wunder, wenn in der Mehrzahl ihrer Märchen der Sauhirt, der Schafhirt und der Ziegenhirt die Helden sind, denen oft nach dem Bestehen ihrer Prüfungen das Glück lacht.

– Die berühmten Könige und Prinzen der Märchen sind in den rätoromanischen Geschichten häufig verloren gegangen. Es hat dem romanischen Zuhörer, dessen urdemokratisches Empfinden ihm die autonome Gemeinde, diese eigentliche Zwergrepublik im Dreibündestaat, durch die Jahrhunderte beigebracht hat, wohl seit je einige Mühe gemacht, sich einen König vorzustellen. Wenn aber schon einer im Märchen erscheint, dann sitzt er natürlich in der Kirche «sei an la truca», in den Chorstühlen, in Gesellschaft der Dorfaristokratie oder der Geistlichkeit. Im übrigen aber werden gekrönte Häupter irgend einem Geisshirten gleichgestellt. Der Königssohn macht auf der Suche nach der gestohlenen Prinzessin seine «marena» (isst sein Vesperbrot) und entnimmt seinem «lascher» (Verpflegungssäcklein des Hirten) nicht anders als der Hirtenbub «sieu paun e chaschiel» (sein Stück Brot und Käse). Könige und Prinzessinnen werden nicht anders geschildert als

die Leute aus dem Volk. Im Märchen von «Gion Tgavrer» will die Prinzessin um alles in der Welt nur den einfachen Trommler Hans heiraten. Ihr königlicher Vater will ihr diese Idee aus dem Kopf schlagen: «Du kannst doch nicht bloss einen einfachen Tambouren zum Mann nehmen. Dein Mann wird einmal Kronprinz, du musst daher einen Prinzen oder einen General heiraten!» Die verliebte Tochter aber erwidert: «Du kannst ihn zum General oder zum Prinzen machen wie du willst, ich heirate den und keinen andern, basta.» Dem König bleibt nichts anderes übrig, als Hans zu sich zu rufen und ihm die Hand der Tochter zu geben.

Befehle eines Königs nimmt der rätoromanische Märchenheld als Republikaner natürlich nicht gerne entgegen. Der tapfere Jäger, der den Drachen getötet hat und dem der Diener des Königs den Befehl überbringt, er möge vor diesem erscheinen, antwortet: «Sag dem König, er habe grad so weit zu mir zu kommen, wie ich zu ihm!» Und er empfängt auch tatsächlich den König im Wirtshaus.

So führt das Bemühen, die Märchenwelt zur eigenen Umwelt zu machen, den rätoromanischen Erzähler oft zu einer eigentlichen Demokratisierung des Märchens. In den Dutzenden von gesammelten Varianten des bekannten Legendenmärchen von der Verteilung der Stände unter die Kinder Evas sagt Gottvater allemal zum Erstgeborenen: «Du wirst König», zum zweiten: «Du wirst Herzog (oder 'Minister')», zum dritten: «Du wirst Graf», oder ähnlich. Im rätoromanischen Märchen wird selbstverständlich der erste «Mistral» (d. i. der vom Volk auf der Landsgemeinde gewählte Talamann), der nächste «Bandirel» (Bannerherr – Fähnrich in der Armee des Grauen Bundes) und der dritte «Gierau» (Geschworener).

Die schon genannte surselvische Variante des «Alvigna»- (Schneewittchen-) Märchens, sicher die älteste der drei bekannten rätoromanischen Fassungen, zeigt uns als gesamte Erzählung aufs schönste die Anpassung eines Märchens an die realistische Betrachtungsweise des rätoromanischen Erzählers und seiner Zuhörer. In keiner uns bekannten Variante ist die Eingliederung in die Denkart der Erzählgemeinschaft so überzeugend durchgeführt, wie in dieser rätoromanischen Geschichte.

Die verschiedenen Märchen beginnen alle ähnlich der Grimm'schen Fassung «Es war einmal mitten im Winter... da sass eine Königin an einem Fenster... und nähte. Und wie sie so nähte und nach dem Schnee aufblickte, stach sie sich mit der Nadel in den Finger, und es fielen drei Tropfen Blut in den Schnee...» – Da wünschte sich die Königin ein

Kind, so rot wie Blut, so weiss wie Schnee und so schwarz wie das Ebenholz des Fensterrahmens.

Dass an die Stelle von Ebenholz Kohle (natürlich Holzkohle) tritt, teilt das rätoromanische Märchen mit vielen andern Varianten. Der Erzähler kann natürlich nur mit Dingen vergleichen, die dem Zuhörer geläufig sind. So heisst es etwa in Mittelmeer-Varianten, wo der Begriff Schnee keine Vergleichskraft besitzt, «Weiss wie Käse». Weiter geht das rätoromanische Märchen schon darin, dass es die Handlung aus dem Milieu eines Fürstenhofes herausnimmt und sie in irgendein Bündner Dorf verlegt. So beginnt unser Schneewittchen-Märchen ziemlich prosaisch: «Ina femna maridada aveva sa tigliau in det igl unviern. Ela ei ida giu en il curtin e ò schau dar giu il saun sin la neiv e detg: «Jeu less...» («Eine verheiratete Frau hatte sich im Winter in einen Finger geschnitten. Sie ist in den Hof hinunter gegangen und hat das Blut in den Schnee fallen lassen und gesagt: «Ich möchte ...»)

Die Königin ist also einfach «ina femna maridada» geworden. Wohl der gleiche Erzähler wird auch dem Königssohn, der in den andern Märchen Schneewittchen heimführt, den Eintritt in die rätische Märchenwelt verwehrt haben. Die ganze Schluss-Szene mit dem Glassarg, der Hochzeit und dem Tanz der Stiefmutter-Königin in den glühenden Pantoffeln fehlt. Da der Königssohn nicht kommt, Schneewittchen aber bei den Zwergen bleibt, muss auch das Ende der Stiefmutter ein anderes sein.

Die übrigen Varianten berichten durchs Band von drei Tötungsversuchen durch die Stiefmutter, wobei der dritte Versuch (mittels des vergifteten Apfels) dann scheinbar zum Ziele führt. Die surselvischen Zwerge begnügen sich mit zwei Anschlägen auf das Leben des Mädchens. Nach dem zweiten Besuch der als Krämerin verkleideten Stiefmutter wird ihnen die Sache zu bunt und sie beschliessen, dass nur zehn Zwerge zur Arbeit ausrücken (das rätoromanische Schneewittchen führt den Haushalt für zwölf Zwerge), während zwei sich im Häuschen verborgen halten. Schneewittchen lässt die Alte herein, und schon sind die beiden Zwerge zur Stelle und Schlagen der Hexe den Schädel ein.

Im Märchen der Gebrüder Grimm sind die Zwerge freudig überrascht, wie sie das Mädchen im letzten Bettchen entdecken. «Ei du mein Gott! Ei du mein Gott!» rufen sie, «was ist das Kind schön!» In vielen Varianten aber sind sie unschlüssig, was sie mit dem Eindringling anfangen sollen. In einer italienischen Fassung überlegen sie, ob sie das Kind töten sollen oder nicht. Die Schönheit des Mädchens jedoch erweckt ihr Mitleid, und sie schenken ihm das Leben. Bei den rätischen Zwergen – es dürfte sich wohl um halb wilde Bergwerks-

gesellen handeln – kommt das Problem der Schönheit nicht zur Sprache. Auch die Frage des eingedrungenen Flüchtlings macht ihnen kein Kopfzerbrechen; in ihren Durchgangstälern werden sie solchen immer wieder begegnet sein. Sie nehmen daher das Mädchen ohne weiteres auf und gewähren ihm Asyl in ihrer Hütte. Nachdem Schneewittchen aber, der Zwerge strenge Weisung missachtend, die Krämerin hat eintreten lassen, drohen sie, im Besitze der hohen Gerichtsbarkeit, sie würden es in einer Pfanne braten, wenn sie ein zweites Mal ungehorsam sein sollte. Der fremde Eindringling, der Flüchtling wird also in die Gemeinschaft aufgenommen, muss sich aber verpflichten, die Gesetze der Gemeinschaft, die ihm Asyl gewährt, zu beobachten. Und wie die Zwerge das Mädchen zum zweiten Mal bewusstlos finden, wollen sie in der Tat die angedrohte Strafe an ihm vollziehen. Sie sind sehr erzürnt, aber immerhin geteilter Meinung. Und nun erleben wir im Märchen die Welt der souveränen Gemeindeversammlung oder der Landsgemeinde der autonomen bündnerischen Eigenstaatlichkeit. Die Zwerge schreiten zu einer regelrechten Abstimmung, die über das Los Schneewittchens entscheiden soll, gemäss uraltem demokratischem Staatsrecht. Es heisst im Märchen: «Els eran fitg vilai ed òn fatg cun il pli ed il meins, sch’ei veglian barsar la matatscha en la cazeta ner buc. Mo ils biars ein stai per la schar viver ed els òn mess la matatscha enta letg e mirau tier ela tocan ch’ela ei revegnida.» («Sie waren sehr erzürnt und haben mit dem Mehr und dem Weniger geschaut [d.i. haben Mehr und Gegenmehr aufgenommen], ob sie das Mädchen in der Pfanne braten wollen oder nicht. Die Mehrzahl aber war dafür, es leben zu lassen, und sie haben das Mädchen ins Bett gelegt und zu ihm Sorge getragen, bis es wieder zu sich kam.»)

Soweit greift also sogar das reale politische Denken der Rätoromanen bis ins Märchen hinein, dass die Zwerge das Los Schneewittchens durch eine Abstimmung mit dem Handmehr entscheiden. Da darf wohl mit Fug und Recht von einem rätoromanischen – vielleicht überhaupt von einem «alpinen» Schneewittchen gesprochen werden. Dieses Märchen weist in der Tat in all seinen Zügen ein äusserst realistisches Gepräge auf.

Solcher Realismus drückt den meisten rätoromanischen Märchen seinen Stempel auf. Auch die jüngsten – uns noch bekannten – Märchen-erzähler gehen getreulich in den Spuren ihrer namenlosen Vorgänger. Besonders die bewussten Erzähler sind wahre Meister im Einbau ihrer Geschichten in die Vorstellungs- und Lebenswelt ihrer Zuhörer.

Wir denken da vor allem an Flori Aloisi Zarn aus Domat, der mittelalterliche Schlossherren telefonieren lässt, aus dem einfachen Grunde, weil die Kinder, denen er erzählte, nicht mehr wussten, was von Burg

zu Burg eilende «stafetas» waren, während das Telefon ihnen zur täglichen Selbstverständlichkeit geworden war.

Wir denken an Plasch Spegnas aus Tinizong, der den Märchenhelden die Zwerge des «God da Rona» auf ein Flugzeug laden lässt, um mit ihnen an den römischen Hof zu fliegen, damit sie helfen, die von König von Italien gestellten schwierigen Aufgaben zu lösen.

Wir denken an Jachen Filli aus Guarda, der überzeugend beweist, dass der Teufel den Schnaps erfunden hat und zwar in einer hohlen Lärche am Weg von Guarda nach Lavin.

So sind die rätoromanischen Märchen wohl lebensnah, aber das Märchenerzählen ist auch bei den Rätoromanen selten, sehr selten geworden. Das Erzählen in der Dorf- und Maiensässgemeinschaft ist meist nur mehr Erinnerung, wenn auch noch Erinnerung an ein Gestern.

Es scheint, als ob die letzten grossen Erzähler bewusst das Telefon und das Flugzeug ins Märchenreich eingeführt hätten, um zu versuchen, ihre Geschichten, von deren Wert sie zutiefst überzeugt waren, die «istorgias ch'ins so angal deir an rumantsch» («Geschichten, die man nur auf Romanisch sagen kann»), den heutigen Zuhörern wieder mundgerecht zu machen. Oder wagten sie einfach solche Freiheiten, weil sie sich eingestehen mussten, dass das Märchen und das Märchenerzählen nie wiederkehrt? Wir wollen es nicht glauben!